Ein Gedenkblatt

Autor(en): **Ziegler, Eugen**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **16 (1912)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-574487

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

sie noch von ihm trennten, daß überhaupt all ihr Denken, Hoffen und Wünschen ihm galt. Diese Fürsprache machte sie innerlich ruhig und froh. Ihr schien, daß sie auf eine Weile die objektive Beschauerin war, die nichts zu tun hatte, als das Gleichgewicht zwischen den andern herzustellen, eine Unbeteiligte, die dem innern Zwiespalt entronnen war. Sie empfand in diesen Augenblicken die reine Freude der von sich selbst Erlösten und die Freude, ihrem Begleiter über Verstimmtheit und Vorurteil hinweggeholfen zu haben. Von ihrem Platze aus sah sie dann, wie die beiden auf das Haus zukamen, mit großen Blumensträußen in den Händen. Vor dem Haus stand auch schon die Hauswirtin. „Ihr seid mir eine Schöne, so ohne ein Wort davonzulaufen!" rief sie laut. „Da wird wohl er die Schuld daran tragen! Und wenn Ihr erst wüßtet, wer kommen wollte!"

„Kommen wollte?" wiederholte Elisa ungläubig und eilte die Treppe hinauf. „Wollte, haben Sie gesagt?"

In der Stube saß Margarete beim Kaffee. Sie war allein, und auf dem Tische stand ihr Blumenstrauß. Sie versuchte zu lächeln und zu schweigen, bis sie gefragt würde; aber die erregten Züge der Schwester verrieten soviel Unruhe, daß sie sich anders besann. Nachdem sie Walter den Morgengruß zugenickt, ging sie und öffnete die Türe des anstoßenden Zimmers. Da wußte Elisa, daß Martin auf sie wartete. Sie flog auf ihn zu, schlang die Arme um ihn und küßte ihn ungestüm.

Sie hatte, gerade wie Grete, den Frühstückstisch schmücken wollen. Der helle Sonnenschein hatte sie hinausgelockt, und — nein, Leichtsinn oder Unvorsichtigkeit war es nicht gewesen, er durfte ganz ruhig sein. Nun galten alle die Blumen ihm, dem lieben, lieben Gast, auch Walters natürlich und Margaretens Strauß. Martin gab sich zufrieden. Er zog ein paar Vergißmeinnicht aus ihrem Gürtel und steckte sie sich ins Knopfloch. Er küßte ihre beiden Augen und führte sie hinaus.

Walter hatte sich zurückgezogen. Wie gut sie zusammenpassen! sagte sich Margarete, als die beiden wieder vor ihr standen. Wie gut wird er für sein Frauchen sorgen! Aber energisch schob sie ihr eigenes Blumenglas beiseite, um für das andere Platz zu machen, und energisch ihre Gedanken zügelnd, fing sie über dies und jenes zu scherzen an. Sie wollte dem Vorsatz, den sie in der Frühe gefaßt, unbedingt treu bleiben. Sie fragte nach Helene und sprach von der vielen Näharbeit, die drunten während der nächsten Wochen noch getan werden mußte. Sie freue sich darauf; denn es sei schöne, freudevolle Arbeit, und man konnte seine guten Wünsche für die künftige Hausherrin mit hineinnähen. Einmal, wie Martin ihr freundlich zunickte, als wollte er ihr für die Anteilnahme danken, fühlte Margarete, wie das heiße Blut ihr bis in die Schläfen stieg, und sie streckte rasch die Hand nach dem Brotteller aus, um ihn der Schwester zu reichen...

(Schluß folgt).

Ein Gedenkblatt.

Mit drei Bildnissen.

An einem Nachmittag im Beginn des Sommersemesters durfte ich mit Professor Rahn vom gastlichen Hause seines Vetters und Intimus Professor Meyer von Knonau den Weg ins Kolleg machen. Er sprach mit Freude von dem kunsthistorischen Praktikum dieses Semesters, für das er diesmal wieder das Kloster Wettingen in Aussicht genommen hatte. Wie er es liebte, sein Wettingen, wie er überhaupt seine vertrauten Stätten heimatlicher Schätze zu lieben wußte, muß, wer es nicht aus köstlicher Erinnerung weiß, in seinen „Kunst- und Wanderstudien" und in seinen Zeichnungen („Skizzen und Studien") nachlesen. Und wie nach dem Entdecken und Aufnehmen seine zweite Freude an allem Schönen die war, sie andern und besonders den Jungen mitzuteilen, jugendlich begeistert und begeisternd als Lehrer vom Katheder, liebevoll und intim als Führer am Ort, immer Leben, Anregung, Wissen in Person, so war ihm das Rekrutieren für diese Samstagnachmittage des Sommersemesters eine herzliche Lust. Ich wußte, wie unerbittlich er war punkto Zeichnen, wie es ihm A und O bedeutete und die Einrede, man könne nicht zeichnen, als Ausrede behandelt wurde, und ich stand Tantalusqualen aus bei seiner hinreißenden Schilderung dieser Expeditionen, meiner Unfähigkeit und Unwürdigkeit wohlbewußt und mutlos vor seinen Aufmunterungen, es zu versuchen. „Kommen Sie," gebot er schließlich, „ich werde Sie schon zu beschäftigen wissen!" Und fügte noch einen suggestiven Hinweis auf die Vergnüglichkeit des zweiten Aktes im Klosterwirtshaus bei, der in einem verheißungsvollen Hymnus auf dessen Käs gipfelte.

Welch unvergleichlich reizvolle Erinnerung, diese Klosterfahrten! Schon im Zug wurde gezeichnet, im Flug Erhaschtes oder auch das Gegenüber oder ein ahnungsloses Opfer. Der Meister vor allen: immer auf dem Anstand, am Fenster oder in launigen Karikaturen mit den Funken der Eingebung spielend. Wie schnell das Wettingen immer da war! Im Handum hatte jeder seine Arbeit, zu zeichnen oder zu schreiben, in jeder Positur, was immer man auf sich selbst gestellt mit dem zugewiesenen Gegenstand anzufangen wußte. Ein lustig Volk, in alle Winkel der traulich weihevollen Räume sich verlierend, suchend, stöbernd. Und wenn dann alle emsig dran: die schöne Stille über dem Gärtlein im Kreuzgang, das geheimnisvoll tuschelnde, huschende Echo aus Schiff und Kapelle, von Chor und Lettner. Der durfte sich der stolzen Renaissance des Chorgestühles hingeben, der nahm mit nassem Löschpapier die zarten Abdrücke von dem steinernen Wappen der Grabsteine und Sarkophage. Dem künftigen Baumeister gab er die Grundrisse und Architekturen aus des Klosters verschiedenen Lebensaltern zu erlesen. Aber der glorreiche Scheibenschatz im Kreuzgang war es, da wohl ein halbes Dutzend aufgeboten wurde. Und hab ich nicht zeichnen, so hab ich doch schauen gelernt. Wie oft in den Kirchen Frankreichs, in den Galerien von Holland und Florenz und vor den Reliefs der Antike hab ich dankbar des Meisters Rahn gedacht, der auf seinem Rundgang, wenn er Rechenschaft zu fordern kam, mich verdutzte mit der Belehrung, daß ich noch nicht die Hälfte gesehen hatte. Kein besseres Lernobjekt zum Sehen als das Glasgemälde mit seinen Gestalten, Architekturen, Landschaften, Schilderungen, Erzählungen, seinen Symbolen, Ornamenten, Wappen, Allegorien, seinen Etagen und Winkeln, seinen Tiefen und Kulissen, seinen Ecken und Füllungen. So warm die Freude an der Arbeit, so groß war dann aber auch das Behagen, wenn er seine Schar zusammentrommeln kam, kühlem Trunk und zwangloser Unterhaltung die letzte Stunde vor dem Zug zu widmen. Unser zwei, drei pflegten in Dietikon mit dem Meister auszusteigen, um durch den Wald ein anderes Limmatkloster zu gewinnen, nach der Pracht von Wettingen das Idyll, die Fische zu essen unter den alten Nußbäumen der Nonnen im Fahr, von wo dann er zu seinem nahen Sommersitz, der Waid, hinaufstieg.

So haben wir im Brestenberg Quartier bezogen zur Aufnahme von Hallwyl, so haben wir in den köstlichen st. gallischäbtischen Gemächern jenes andern, bescheidenern Wasserhorstes, des thurgauischen Schlößchens Hagenwil, genächtigt. Andere Ausflüge, nach Münster, Stein am Rhein, nach Näfels in's Freulersche Palais usw. verdanken wir wenigstens seiner Inspiration. Wo einer etwa glaubte in jugendlicher Ereiferung über die Schatten im Schweizerland die Heimat mit weniger Freude lieben zu müssen, dem schenkte sie Rahn von einer neuen Seite: zum Lieben. Er entdeckte ihm die heimatlichen Kunstschätze, zeigte ihm, daß nicht die hotelgekrönten Firne allein des Landes Schönheit, noch die Kriegstrophäen- und Ruhmestitel der einzige Reichtum seiner Vergangenheit seien.

Ja: die kunsthistorische Entdeckung der Heimat. Als der

Jüngling Johann Rudolf Rahn vom Schauen und Zeichnen zum Lernen und Wandern kam, da war die Schweiz auf dem Gebiet der Kunstgeschichte Neuland. Solches zu finden und für seine Arbeit, sein Leben in Besitz zu nehmen, hinwieder seine Arbeit, sein Leben ganz daran hinzugeben, ist, wo immer, wann immer es war, allezeit zu den höchsten Bevorzugungen gezählt worden, die einem Menschen zuteil werden können. Es bedeutet nicht mehr und nicht weniger als das Glück, ein eigenes Reich zu gründen. Das ist Rahns Glück, der Reiz seines Lebens und seiner Persönlichkeit gewesen. Und weil er nicht ein Gelehrtenepigone, sondern ein Künstler, ein Wanderer, ein Entdecker war und blieb, hat er sich so zauberhaft jung erhalten. Der frische Zug des Eroberers ist ihm geblieben. Frohgemut hat er die eigenen Arbeiten in der Versenkung verschwinden sehen, wenn das eigene, immer wieder angreifende Studium, wenn die emsige Zunft, die er führte, neue Gesichtspunkte und Ergebnisse brachten. Seine Person stellte er zurück. Denen, die ihm in irgend etwas vorgearbeitet, war er dankbar gerecht. Es hätte auch mit seiner Ehrlichkeit und Bescheidenheit nicht im Einklang gestanden, aus seiner neuen Disziplin nun chauvinistisch mehr zu machen als wahr. Er hat das Sekundäre der Rolle der Schweiz nicht nur zugegeben, sondern immer betont. Aber dies Bewußtsein hat ihm die Freude nicht verkümmert, im Gegenteil wohl ihn noch stimuliert, den Kern und die Währung unseres Kunstgutes nur umso deutlicher zur Geltung zu bringen, seine ganze Liebe, sein ganzes Temperament in den Dienst seiner Würdigung zu stellen. Mehr als ein Spitzbogenkleinod dürfte ihm das Ueberleben im Bild verdanken. Seine Führung im Tessin ist eine Offenbarung. Die St. Galler Miniaturenkunst hat er reich zur Geltung gebracht. Seine von der Architektur ausgehende Schulung hat ihm wohl das sachliche, solide Verständnis erwachsen lassen, mit dem er das Kunstgewerbe unserer Renaissance in Glas, Holz und Metallen ꝛc., die Glanzleistung des nationalen Genius, dank welchem von einem solchen in unserer Kunst überhaupt gesprochen werden kann, in seiner ganzen Kraft und Herrlichkeit erfassen und begreifen lehrte. Wer einmal in seinem Kolleg „Schweizerische Renaissance" mit Niklaus Manuel und Urs Graf, um nur die zwei zu nennen, vertraut geworden, hatte, ob auch die abschließende Entwicklung und Vollendung der freien, souveränen Kunst uns versagt geblieben, nicht mehr das Gefühl, wir seien zu kurz gekommen. Er zeigte uns ein Erbe, das sich als Rassenausweis gar wohl sehen lassen kann.

J. R. Rahn (Jünglingsbildnis).

Ist es die Heimat gewesen, die den Knaben zuerst inspiriert, hat sie zeitlebens seine erste Hingabe besessen und im Gründer der Gesellschaft für Erhaltung schweizerischer Kunstdenkmäler, im Kurator, Freund und Förderer des Landesmuseums, im stets gewaffneten, nötigenfalls räßen Feder- und Redekämpen ihren Ritter und Nothelfer, ich hätte fast gesagt ihren Drachentöter gehabt, hat sie ihn mit zunehmenden Jahren immer vollständiger in Beschlag genommen — seine Treue hat ihn nicht einseitig gemacht. Wenn er auf die intimen Holländer kam, war es warm wie auf Besuch bei alten Freunden. Und der Lebendigkeit im Vortragen des Gesehenen oder, zutreffender ausgedrückt, Erlebten, ging eine erstaunliche, eine feurige Intuition zur Seite. Seine begeisterte Schilderung des Domes von Monreale bei Palermo gab mir die erste Sehnsucht nach Sizilien. Als ich — endlich — meinen Vorsatz verwirklichen durfte, schrieb ich ihm eine dankerfüllte Karte, vollends mich freuend auf das mündliche Erinnern. Er hat sie nicht mehr lesen können. Und dann erfuhr ich, daß er die Insel nie betreten habe, die Herrlichkeiten, die er mit solch suggestiver Kraft, wie es nur von einem Erlebnis möglich scheint, geschildert, nie gesehen habe.

* * *

Solch unbescheiden persönliches Plaudern durfte ich mir nur gestatten im Bewußtsein, das Leben, die Wärme, die Freude der Erinnerung an den Meister und Menschen dürften mir die Feder besser führen als ein objektiveres Streben, das in der Begegnung mit den zahllosen eingehenden und wohlbewanderten Würdigungen des Gelehrten und seines Werkes in der Presse der engern wie der weitern Heimat und des Auslands unrühmlich abschneiden möchte.

Kein Ende will sich dem zeigen, der in periodischen Publikationen, im „Anzeiger für schweizerische Altertumskunde" (Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler), im „Zürcher Taschenbuch", in den „Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich", in der „Schweizerischen Bauzeitung", im „Geschichtsfreund", in Neujahrsblättern ꝛc. und in Beiträgen anderer Gelegenheit erlesen will, was diese nimmermüde Arbeitskraft neben der Doppelprofessur an der zürcherischen Universität und am eidgenössischen Polytechnikum schenkte und schenkte. Wir sind zu einer kunstgeschichtlichen Literatur gekommen. Es fließt und schwillt ein Strom. Es steht ein Bau. Es wächst und dehnt und reckt sich ein Baum. Der Stamm heißt: „Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Mittelalters". Dieses Hauptwerk und Fundament hat Rahn in fünf Jahren getan.

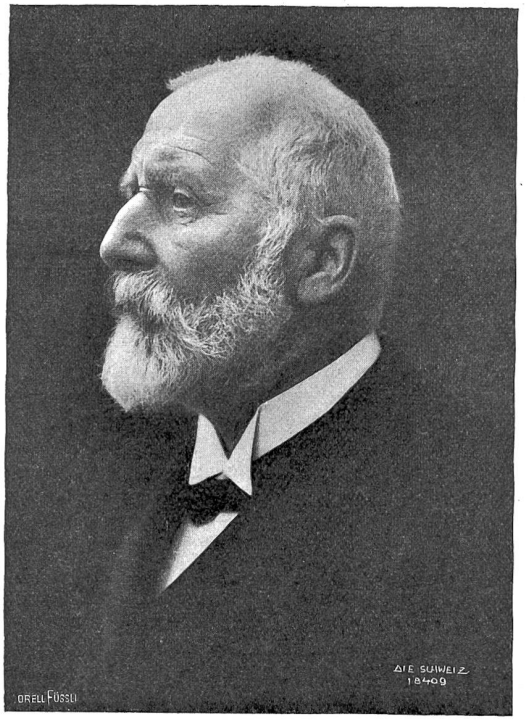
J. R. Rahn (1884).

Das Finden und Sammeln des Stoffes ist nur das erste. Es kommt das Meistern, das Gliedern. Nach dem Was das Wie. Die Feder führt derselbe Künstler, dessen Stift sich so fein aufs Sammeln verstand. Seine Vorträge zeigten sicheres Behagen. Unvergleichlich an Frische und Intimität die Blätter „Vom Zeichnen und allerlei Erinnerungen daran", die er seinen Angehörigen und Freunden, eine Erinnerung an seinen letzten Vortrag in der Antiquarischen Gesellschaft, schenkte (man lese über das Verhältnis von Photographieren und Zeichnen). Der Schriftsteller Rahn hat die deliciösen „Kunst- und Wanderstudien" geschrieben.

* * *

An seinen Arbeiten und am Kommen und Gehen der Flüge seiner Schüler mißt und zählt und erzählt sich das Leben des Gelehrten und Lehrers. Von ihm selbst ist dieser schöne Lebensgang in den „Skizzen und Studien" und in einer (bis jetzt leider nur handschriftlich vorhandenen und, nochmals leider, nur bis in die Bonner Studienzeit gehenden) Autobiographie berichtet. Sie ist seiner ihm vorausgegangenen Gemahlin Carolina Meyer von Knonau zu Weihnachten gewidmet, die ihm das all dem Reichtum seines Lebensganges harmonisch entsprechende häusliche Glück geschenkt, an seinem Streben und Wirken selbst künstlerisch Anteil nahm und mit ihm das Haus mit den heranblühenden Töchtern zu einem Mittelpunkt edler Gastlichkeit schuf.

Die „Skizzen und Studien von J. R. Rahn" sind wie die Schrift „Vom Zeichnen" datiert 24. April 1911. Das ist sein siebzigster Geburtstag. Vorweisungen aus seinen ein halbes Jahrhundert umfassenden Mappen in der „Antiquarischen" gaben den Anlaß zu einer anziehenden und viel genossenen Ausstellung. Aus ihr schöpften Freunde und Verehrer die Festgabe. Obgleich er selber ja im Grund auch hier der Spendende ist und bleibt, hat er ihnen seinerseits den jene Vorweisungen begleitenden Vortrag, jene köstliche Plauderei geschenkt. Die erste Zeichnung in diesem Album hat die Pflegeheimat des zwölfjährigen Rudolf, Herisau, zum Gegenstand. Dann folgen wir ihm auf seinen Wanderfahrten ins Bündnerland, ins Welschland, mit dem er von der ersten Berührung an ins wärmste Verhältnis getreten ist. Rahn ist eine der wenigen, viel zu wenigen lebendigen Brücken gewesen, die uns mit den welschen Brüdern verbinden. Keinen wärmern Vermittler hat insbesondere das Waadtland besessen. Seine Verdienste (um Chillon, die Kathedrale von Lausanne, Romainmôtier ꝛc.) sind denn auch gewürdigt worden. Er trug den Lausanner Doktorhut honoris causa. Das poetische Bildchen „Wettingen im Schnee" erinnert uns an die Wetterhärte und Strapazenfreudigkeit bei dieser Zeichnerlust. Königsfelden, wie er es noch fand, hat wohl er allein uns festgehalten Dann spricht wieder Laufenburg von seiner Liebe zum jungen Rhein. Prächtige Blätter lassen uns den Studenten den Strom hinabbegleiten und bis ins ferne Ordensland. Von der Marienburg zur Albrechtsburg zu Meißen. Man fühlt so seine Lust heraus an den Windungen und Ueberschneidungen der Wendeltreppe. Dann Italien, Rom, hohe Kunst und Allotria. Man hat es in besagter Begleitschrift, wie es da noch eine Lust war, das Kunstwandern im päpstlichen Rom. Ravenna, das ihm zum Ausweis über seine Berufswahl geworden. Und nun mit geschärftem Auge und neuen Maßen zu den Bildern der Heimat zurück, ins unaufhörlich frisch faszinierende „alt fry Rätien", in den Jura, Freiburg, Waadt. Und wieder in den eigenen Süden. Dazwischen lernt er Holland kennen, hält auch hier seine Eindrücke mit sprechender Charakteristik fest. Zug ist ihm früh ans Herz gewachsen. Auch das Wallis hat er schon als Knabe kennen und lieben gelernt. Und wenn von einem, so hat es von ihm gegolten: On revient toujours à ses premiers amours.



1841 – 1912

Der Humor, den wir beim Zeichner kennen lernen, ist natürlich auch ein Wesenszug des Schriftstellers. Der Schalk macht zusammen mit der Gemütswärme und der politesse du coeur und der im Schriftsteller wiederkehrenden Künstlergabe des Zeichnens und Schilderns den Hauptreiz der Autobiographie aus. Knappe Erinnerungen reichen zur zarten Mutter und den Tagen erster Kindheit zurück. Sie präzisieren sich schon im Forrerschen Hause zu Winterthur. Dort, bei ihrem Schwiegersohn, hatte die Großmutter Ziegler, Frau Apotheker Rahns Stiefmutter, selber eine geborene Rahn und unseres Rudolf Großtante und Patin, Wohnung. Zu ihr war der bereits auch zu kränkeln beginnende Vater mit seinem zweijährigen Knäblein gezogen. Das damals noch idyllische Winterthur und das gediegen biedere Bürgerhaus schauen uns aus des Kleinen gebliebenen Eindrücken und dem Gedenken an die spätern Besuche im allzeit treuen Verwandtenkreis wohltuend freundlich an. Die Großmutter Ziegler-Rahn hat gleichzeitig, solang sie lebte, und je länger je eindringlicher die Verbindung mit der Vaterstadt vertreten. Sie hatte ihm viel zu weisen und zu erzählen. In ihr hatte der Knabe die Tradition. Aber auch ein lebendiges Zeugnis der Umsturzzeiten. Doch ist damit vorgegriffen in die folgende Zeit, die Herisauer Jahre.

Bevor ihm der Tod die Zügel aus den Händen nahm, hatten die zarte Gesundheit des einzigen Sprossen und die kräftige Entwicklung seines Temperaments den Vater bewogen, das Kind seiner in Herisau verheirateten Schwägerin zu übergeben, bei der es nun bis ins fünfzehnte Jahr ein echtes Elternhaus fand und in der heilkräftigen Appenzellerluft den Grund zu seiner prächtigen Gesundheit legte. Diesem in der Selbstbiographie in immer frischere Anschaulichkeit tretenden Heim der Kinder- und Knabenjahre hat Rahn zeitlebens ein zärtliches Andenken bewahrt. Aber die Liebe gilt dem Haus. Die Betrachtung, die diesen Abschnitt seiner Jugend schließt, klingt nicht eben zärtlich für Land und Leute.

Die Schärfe der Charakteristik, die uns mit den beiden imponierenden Gestalten des Pflegeelternpaares recht heimelig vertraut macht, entwickelt sich dann zur eigentlichen Porträtkunst, wo des reifenden Jünglings und Mannes Milieu und führende Persönlichkeiten geschildert werden. Er zeichnet eben. Ferdinand Keller und das Helmhaus seiner Zeit, Lübke, Semper, Springer in Bonn: wir sehen, erleben und kennen sie. Da bedauert man nun noch viel mehr, daß diese Memoiren in Bonn schon abbrechen, also nicht einmal den Abschluß des Universitätsstudiums in Berlin erreichen. Unter den Zeichnungen, die uns derweise entgangen sind, vermissen wir wohl am meisten das Bild der Freundschaft mit Conrad Ferdinand Meyer, neben Gerold Meyer von Knonau wohl seine wert- und reizvollste Beziehung.

Eine warme Begeisterung spüren wir, wo nun die Vaterstadt einsetzt im Leben des Jünglings. Innig hat er die angestammte geliebt. Die drei Bürgermeister, die ihr die Familie Rahn im siebzehnten Jahrhundert gegeben, waren immer sein freudigster Stolz. Sein Vorfahre Heinrich Rahn eroberte in der Schlacht bei Dornach (1499) im Zweikampf mit dem

reckenhaften Ritter Hans von Kageneck das Stadtbanner von Straßburg, das noch jetzt im Schweiz. Landesmuseum aufbewahrt wird. Wir erhalten die lebendigste Vorstellung von seinem altzürcherischen Familienkreis. Das großelterliche Haus — Wits so Wits — in Zürich, das nach dem großen Löwenstein im Jahre 1840 von der Großmama, Frau Dr. Regula Rahn-Meyer und deren Tochter, Tante Henriette Rahn, bezogen worden war, steht bis ans Lebensende des Enkels in treuem, liebevollem Andenken. Schon aus den Tagen, da er von Herisau in die Ferien kam. Dort saß der Knabe still versonnen in der großen Wohnstube, und während durch das offene Fenster das Läuten des Glöckleins vom kleinen Großmünsterturm hereinklingt, schaut er die kolorierten Bilder von Arters Werk — aus dem alten Zürich — an und verlebt bei dessen Betrachtung glückliche Stunden, und nicht zum mindesten, so pflegte er zu sagen, verdankt er ihm die Neigungen, die den Grund zum künftigen Lebensberufe legten. Und Tante Henriette Rahn (geboren 1801, gestorben am Karfreitag 1863), wieviel verdankt ihr der Knabe und später der Jüngling! Ihre großen, hellen und klugen Augen haben stets voll Liebe und warmer Anteilnahme in sein Leben hineingeschaut. Manche Freude hat sie ihm bereitet, manch wohlgemeinten Rat erteilt. Als Kernfigur erscheint der Vetter seines Vaters, Kantonsfürsprech Eduard Meyer, dem dieser die Vormundschaft über seinen Sohn übertragen hatte. Eine wahre Wohltat bereitet dem Leser die klare Einsicht und die Großzügigkeit, womit dieser prächtige Mann das Vermächtnis und das zunächst nicht auf der Hand liegende Problem dieses Jünglings übernommen und erfüllt hat. Die Gabe, einer Jugend weitherzige Entwicklung zu gönnen, pflegt im allgemeinen das Tugendenregister der altschweizerischen Gediegenheit, und gar der zürcherischen, nicht zu schmücken. Wie manchen Vormunds Verstand hätte das Mißtrauen vergewaltigt, als das Debüt in Zürich im Durchfall bei der Aufnahmsprüfung in die Industrieschule bestand, allerdings auf einflußreiche Fürsprache in ein Provisorium umgemildert, dem dann eine definitive Aufnahme nachfolgte. Die kaufmännische Lehrlingszeit entsprach diesem Präludium. Sie kam mehr und mehr ins Zeichen der Allotria zu stehen, aus denen sich die Berufung zur vorbestimmten Laufbahn, für ein sehendes Auge wie das des Herrn Vormunds, immer sichtlicher kristallisierte: Siegelstudium und zeichnerisches Pirschen. In der Erinnerung an jene Zeit der ersten Liebe zu den aargauischen Klöstern lebt viel Wehmut und Zorn, Ironie und Empörung wieder auf, in die jeder einstimmen wird, der in seinen Schilderungen den Vandalismus der aargauischen Kulturleute am Werke sieht. Der Wildenfanatismus, mit dem die Keller, Dula und Konsorten das Mittelalter selbst in seinen Kunstwerken verfolgten, trieb Rahn noch nach Jahrzehnten die Schamröte für seine Miteidgenossen ins Gesicht. „Die radikalen, marktschreierischen Kulturrenommisten!"

In der Bevollmächtigung des Vormunds durch den (sehr bald nachdem er sein Kind nach Herisau gegeben) verstorbenen Vater heißt es: „3. Mit Beratung der Rahnschen Familie wirst Du für das weitere Wohl meines hinterlassenen Sohnes treu besorgt sein und nach Maßgabe des Vermögensstandes zu seiner Jugendbildung mit Rat und Tat beistehen; sind Talente vorhanden, so nähre dieselben nach allen Kräften, es wird auch Dir einst viel Freude gewähren, einem dahingeschiedenen Freunde seinen letzten und heißesten Wunsch erfüllt zu haben." Der so verfügte, wußte, was es heißt, sich dem Zwang der Tradition unterwerfen zu müssen. Sproß einer Aerztefamilie, hätte er sich der Chemie widmen wollen. Aber man schaute auf die Sicherung des Auskommens und steckte ihn in eine Apotheke. Sein Sohn sollte es dereinst besser haben. Der Vormund hatte seinen Mündel fester im Auge behalten, als dieser ahnen mochte. Wie er aus seiner unaufdringlichen Beobachtung die Summe gezogen und die Zeit für gekommen hielt, gab er ihm selbst die Flügel frei. Als der das Büreau seiner Prinzipale verließ, war es wie Samstagabendstimmung vor einem Sonntag, der — nicht mehr enden sollte. Sein Lebensgang ist von da an in seinem Studium, seinem Wandern, seinen Arbeiten, seinem Unterricht.

Es war von der Porträtkunst auch des Schriftstellers Rahn das Wort. Derselbe ist aber auch ein Landschafter. Lassen wir ihn selbst von seinem Schilderungsvermögen den Begriff geben. Wir lesen in einer Reiseerinnerung von seinem geliebten Rhein: „Wie heute noch die Bergfahrt einen Wechsel von Bildern entrollt, auf denen ein wundersamer Hauch von Romantik ruht, so war sie vollends höchster Genuß, als es noch keine rauchenden Schlote und keine Gitterbrücken über dem Strome gab. Ist Schaffhausen mit seinen Türmen und dem Munoth — fast noch eine Merian-Vignette — hinter der Biegung verschwunden, so lenkt die Fahrt in Grün und Stille ein. Wir gleiten in sanften Mulden an Rebhängen vorbei, bis die Weite sich öffnet. Ein Klösterchen, Paradies und weiter oben Katharinental verkünden, daß wir auf der Pfaffengasse fahren. In malerischer Gruppierung mit dem Unterhof, der Brücke und dem Aufbau von stattlichen Giebelhäusern zum Siegelturme stellt sich Dießenhofen dar. Dann folgt die Biberbrücke in der einsamen Waldlichtung zur Linken. Kaum möchte ein stillerer Ort gefunden werden, und weithin kein anderer Sitz, der so ganz den Charakter des abgeschiedenen Burghauses trägt. Er übt einen Zauber, wie ihn Niklaus Manuels Schlößchen und Weiherhäuser erwecken. Weiter geht die Fahrt durch Wald und Feld und Wiesen. Ein Weiler schaut etwa vom Ufer herüber, Rheinklingen mit der Burgstelle, das alte Kirchlein von Wagenhausen, und nun kommt Stein in Sicht ..."

Ist da nicht aus Stimmung und sprachlichem Wohllaut fast ein Lied geworden? Es mögen viele, wohl die meisten, einen andern Eindruck von seinem Verhältnis zur Lyrik bewahrt haben: er hatte viel mehr davon, als seine bestimmte, sachliche Art zunächst wollte glauben lassen, auch wenn das Gefühl, mit dem er vom Charme seiner baulichen Lieblinge sprach, genug davon verriet. Rahn hatte just soviel Lyrik, als ein Mann im Sinn des Wortes haben darf und soll. Sein Verhältnis zur Musik bringt uns wieder zum Wesen des Mannes zurück. Wer den Eindruck bewahrt, er habe die Musik nicht geliebt, hat manches scharfe Wort zum Zeugnis. Er fand in ihrem Betrieb zuviel von der Indiskretion des Jahrhunderts. Zuviel hatte er durch ruchlosen Dilettantismus ausstehen müssen. Und er war der unwiderlegbaren Meinung, daß bei gleichzeitig bedenklichem Unvermögen und übermächtigem Betätigungsbedürfnis das Zeichnen von beiden Künsten mit Rücksicht auf den Nächsten noch die christlichere sei, weil sie sich keinem Unbeteiligten lärmend aufdränge. Auch die moderne Musik fand kein Echo in seiner Seele. Er war ein regelmäßiger Besucher der klassischen Kirchenkonzerte im Großmünster, wie er denn unsere ehrwürdigen, markigen Choräle liebte und darunter seine Lieblinge hatte. Mozarts und Haydns zopfige, sonnige Weisen erwärmten sein Gemüt. Melodien aus Verdis und Rossinischen Opern hörte er gerne. Viel Vergnügen bereitete es ihm, wenn er Gelegenheit hatte, gute Militärmusik zu hören; die alten Märsche haben es ihm angetan. Etwas Militärisches war ihm überhaupt zu eigen: die hohe, aufrechte, stets korrekte Haltung, seine ruhigen, sichern Bewegungen und Pünktlichkeit und peinliche Ordnung im großen wie im kleinen, die ihn nie verließ, selbst nicht in den schweren Tagen seiner Krankheit ...

Dr. Eugen Ziegler, Lenzburg.

Redaktion: Dr. Otto Waser, Dr. Maria Waser, Zürich.